

## DAS LAND UND SEINE BEWOHNER

Die Wohnsitze der Stämme, deren Kultur hier behandelt werden soll, liegen etwa zwischen dem 3° und 5° n. Br. und zwischen dem 60° und 68° w. L. v. Greenw. Dieses Gebiet erstreckt sich vom Rio Branco-Uraricuéra nach Norden bis zum Roroima und nach Westen bis zum Orinoco und zerfällt in zwei scharf geschiedene Teile, Baumsavanne im Osten und tropischen Regenwald im Westen. Die zusammenhängende Baumsavanne reicht westlich bis zur großen Insel Maracá des Uraricuéra. Von da westwärts bis zur Parimakette, der Wasserscheide zwischen Uraricuéra und Orinoco, und darüber hinaus findet sich geschlossenes Urwaldgebiet, das am mittleren und unteren Ventuari von baumarmen Savannen abgelöst wird. Der charakteristische Baum dieser Savannen ist die Miritipalme, *Mauritia flexuosa*, die vereinzelt oder in Gruppen den Lauf der Flüsse und Bäche begleitet und durch ihre vornehme Schönheit — sie wird über 100 Fuß hoch — das Auge erfreut. Ihre Fasern und Blätter werden von den Indianern zu mancherlei Arbeiten benutzt. Neben ihr verleiht die *Curatella americana* (L.) der Savannenregion ihr Gepräge. Im Gegensatz zu jener stolzen Palme, die überall feuchten Boden anzeigt, ist die *Curatella* der vorherrschende Baum der niederen, trockenen Savanne. Ihre Bedürfnislosigkeit äußert sich in dem krüppelhaften Wuchs, den gleichmäßig gezackten, mit korkartig zerrissener Rinde bedeckten Ästen und den harten, rauhen Blättern, die von den Indianern zum Polieren ihrer Waffen und Geräte benutzt werden<sup>1</sup>.

Dieses riesige Gebiet ist äußerst spärlich bevölkert. Die Siedlungen der Indianer liegen oft mehrere Tagereisen weit voneinander; ja, es gibt gewaltige Strecken, wie der Mittel- und Oberlauf des Uraricuéra, die, abgesehen von kleinen Horden streifender Indianer, heute ganz menschenleer sind. Stets finden sich die Siedlungen in der Nähe eines Wasserlaufes auf höherem Boden, wo sie nicht der jährlichen Überschwemmung ausgesetzt sind. Im Savannengebiet lehnen sie sich gern an einen Gebirgszug an, der an den felsigen Hängen eine dünne Humusschicht trägt und sich daher zum Anbau von Nutzpflanzen eignet, während der steinige und sandige Boden der flachen Savanne keinen Ertrag liefert. Auch in der Trockenzeit empfangen diese Hänge gewöhnlich durch Niederschlag von Tau und Nebel genügend Feuchtig-

<sup>1</sup> Theodor Koch-Grünberg, *Vom Roroima zum Orinoco. Reisen in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Mitteilungen der Geogr. Ges. in München.* Bd. XII, S. 1 ff.

keit. In sehr trockenen Jahren kommt es freilich vor, daß die Felder verdorren und Hungersnot entsteht, die besonders unter den Kindern zahlreiche Opfer fordert<sup>1</sup>. So ist das Leben des Savannenindianers weit schwieriger als das des Waldindianers, der durch die größere Fruchtbarkeit des Bodens und den Überfluß an Wild das ganze Jahr hindurch seinen reichlichen Unterhalt findet.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Siedlungen und damit von Stamm zu Stamm, dem sich in den Savannen, wenigstens in der Trockenzeit, kein nennenswertes Hindernis entgegenstellt, wird im Urwaldgebiet begünstigt durch die zahlreichen Wasserläufe, die den ansässigen, der Schifffahrt kundigen Indianern günstige Fahrstraßen gewähren. Daneben durchziehen den Wald zahlreiche schmale Pfade, die seit vielen Generationen begangen und den Indianern wohlbekannt sind. Häufig sind zwei Flußgebiete durch kurze Landfahrten miteinander verbunden, auf denen die Kähne in wenigen Stunden über die Wasserscheide gezogen werden können.

Die Hauptmasse der indianischen Bevölkerung zwischen Rio Branco und Orinoco, mit der ich in Berührung kam, gehört zur Karaimengruppe. Es sind von Osten nach Westen folgende Stämme: Makuschí, Taulipáng, Arekuná, Saporá, Wayumará, Purukotó, Yekuaná, Yauarána. Zwischen diesen Stämmen und zum Teil mit ihnen vermischt leben Angehörige der Aruakgruppe, im Gebiet des Rio Branco die Wapischána, im Orinocogebiet die Guinaú. Endlich findet sich in beiden Gebieten eine Anzahl Stämme mit isolierten Sprachen, zu denen die Schirianá und Waika, Auaké, Kaliána, Máku, Piaróa und wahrscheinlich auch die Marakaná gehören<sup>2</sup>.

Der volkreichste Stamm, dessen Gesamtzahl auf annähernd 3000 Seelen zu schätzen ist, sind die **Makuschí**. Ihr Hauptgebiet liegt, wie schon zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens mit den Europäern gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zwischen dem Tacutú, seinem rechten Nebenflusse Mahú oder Iréng und dem Rupunúni, dem großen linken Nebenflusse des oberen Essequibo, in dem Grenzlande zwischen Brasilien und Britisch Guayana, wo sie besonders das große, bewaldete Canucugebirge bewohnen. Von da ziehen sie sich westnordwestlich bis zum Cotingo und darüber hinaus und sitzen in vereinzelt Ansiedlungen auf beiden Ufern des Surumú und südlich davon in der hügeligen Savanne neben Wapischána bis in die Gegend

<sup>1</sup> So war es in dem ungewöhnlich trockenen und lange anhaltenden Sommer 1911/1912, der vielen Savannenindianern das Leben kostete.

<sup>2</sup> Ausführliches über diese Stämme, ihre Geschichte, Wohnsitze und Zahl findet sich in meinem Beitrag zur „Festschrift für Eduard Seler“: „Die Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Orinoco, Rio Negro und Yapurá“, S. 205–266 und Sprachenkarte.

*Taulipáng*

3

des oberen Parimé-Marúa. Auf dem rechten Ufer des unteren Uraricuéra finden sich nur wenige kleine Niederlassungen von Makuschí, die hier wie am Surumú z. T. schon mit Wapischána gemischt sind. Der westlichste Vorposten des Stammes, von der Hauptmasse im Osten durch Wapischána getrennt und ohne Zusammenhang mit ihr, sind die Makuschí von Maracá. Diese galten noch vor wenigen Jahrzehnten als ziemlich ursprünglich und waren bei ihren Nachbarn gefürchtet. Bedrückungen und Gewalttaten von seiten weißer Ansiedler, die sich in den letzten dreißig Jahren an diesem Teil des Flusses festgesetzt haben, sowie Epidemien haben sie dezimiert und versprengt. Geringe Überreste leben hier und da auf und um Maracá in kleinen Hütten.

Der Stamm der Makuschí teilt sich nach meinen Erfahrungen je nach Wohnsitzen und dialektischen Sonderheiten in eine Anzahl Horden, die sich mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstehen. Die wichtigsten will ich hier aufzählen:

1. Mo'noikó oder Mo'nöikó wohnen am unteren Cotingo und östlich davon in den Gebirgen und fallen durch ihre muskulösen Gestalten und rohen, breitnasigen Züge auf. Bei ihren Stammesgenossen am Surumú sind sie wegen angeblicher Zauberei etwas berüchtigt.

2. Asepanggóng werden die Makuschí des oberen Tacutú genannt, die als sehr gefährliche „Kanaimé“ (heimliche Mörder und Zauberer) gelten.

3. Kenóloko wohnen im Quellgebiet des Cotingo. Sie sollen den meisten Wörtern „-dzo“ anfügen.

4. Tewáyá wohnen am Südostabhange des hohen Mairarígebirges auf der linken Seite des mittleren Surumú, einige auch am oberen Majarý.

5. Eliáng werden die Makuschí von Maracá genannt.

Die nordwestlichen und nördlichen Nachbarn der Makuschí sind die ihnen sprachlich nahe verwandten Taulipáng, wie sie sich selbst nennen. Es sind die „Arekunas, Yarekunas, Yarikunas“ der früheren Reisenden und der Brasilianer. Mit dem Namen „Yarikúna“ oder „Yalikúna“, den ihnen die Wapischána beilegen, bezeichnen sie sich selbst den Weißen gegenüber. Erst nach längerem Zusammensein mit ihnen erfuhr ich ihren eigentlichen Stammesnamen und fand dies auch durch die Texte, die ich von ihrer Sprache aufnahm, bestätigt.

Der ganze Stamm der Taulipáng wird heute 1000 bis höchstens 1500 Seelen zählen. Sie galten früher als fast ebenso zahlreich wie die Makuschí, scheinen aber in den letzten Jahrzehnten durch Pocken und andere Epidemien viele Leute verloren zu haben. Ihre Wohnsitze erstrecken sich vom Surumú nördlich bis zum Roroíma und südwestlich über den Ober-

lauf der Flüsse Parimé-Marúá und Majarý bis zur Insel Maracá. Es sind also vorwiegend Savannenbewohner. Nur am oberen Surumú reichen sie mit einigen kleinen Ansiedlungen in das dort beginnende, geschlossene Urwaldgebiet hinein. Trotz dieser großen Ausdehnung des Stammes sind dialektische Verschiedenheiten in der Sprache sehr gering.

Die heutigen Taulipáng haben wahrscheinlich im Laufe der Zeit zahlreiche fremde Bestandteile in sich aufgenommen. So bezeichnet noch Coudreau die Anwohner des oberen Majarý, die sich heute „Taulipáng“ nennen und auch diese Sprache reden, als „Chiricumes mansos“ im Gegensatz zu den gefürchteten „Chiricumes bravos“ der Wasserscheide zwischen Essequibo und Rio Yauaperý und nennt auch die ersteren Feinde der „Yarecunas“<sup>1</sup>. Die waldbewohnenden Taulipáng des oberen Surumú wurden mir auch als „Pischaukó“ bezeichnet, Reste eines heute wohl erloschenen Stammes, von dem weiter unten die Rede sein wird. Durch ihre rohen Typen unterscheiden sich diese westlichen Taulipáng erheblich von ihren Stammesgenossen am Roroíma und in den Gebirgssavannen südlich davon, die fast durchweg feine Züge und weiche, bisweilen fast weibische Körperformen haben. So ist es wahrscheinlich, daß die Taulipáng im Laufe der Zeit durch friedliche und kriegerische Durchdringung schwächere Stämme aufgesogen haben.

Die nächsten Verwandten der Taulipáng sind die eigentlichen **Arekuná**. Die Sprachen beider Stämme sind nur dialektisch verschieden, so daß sie sich mühelos unterhalten können. In ihrem körperlichen Habitus ähneln die Arekuná sehr den Taulipáng des Roroíma und gehören zu den schönsten Indianern, die mir begegnet sind. Ich habe sie zwar nicht in ihren Wohnsitzen besucht, aber monatelang mit Angehörigen dieses Stammes in engem Verkehr gestanden und daher manches über sie erfahren.

Ihr Gebiet beginnt an der Nordwestseite des Roroímagebirges und reicht in gewaltiger Ausdehnung, aber anscheinend sehr geringer Besiedelung über den Caróni und Paragua bis nahe an den Caura. Es sind also reine Waldindianer. An Zahl werden sie den Taulipáng gleichkommen. Am Caróni werden sie auch *Kamarakotó* genannt. Als weitere Unterabteilung nannte man mir die *Antaualikó* am Akánang, einem Zufluß des Paragua.

*Ingarikó*, genauer *Ingarlikóg*, nennen die Taulipáng und Arekuná ihre Nachbarn nördlich und nordöstlich vom Roroíma. Der Name bedeutet „Waldleute“. Auch diese Indianer konnte ich nicht in ihren Wohnsitzen aufsuchen. Ich sah am Roroíma nur einen älteren Mann von auffallendem

<sup>1</sup> Henri A. Coudreau, *La France Équinoxiale*. Bd. II. Paris 1887. S. 283, 289, 321, 356, 394, 396 und Karten VI und VII.

Typus, den die dortigen Taulipáng einen „Ingarikó“ nannten<sup>1</sup>. Wahrscheinlich ist dies gar kein Stammesname, sondern nur eine Bezeichnung durch die Nachbarstämme mit etwas herabsetzender Nebenbedeutung. Verschiedene Stämme nennen andere Stämme „Ingarikó“, aber offenbar legt kein Stamm sich selbst diesen Namen bei. Die Arekuná nennen so ihre östlichen Nachbarn, die Akawóio, während die Makuschí mit diesem Namen die karaimischen Patamona im Flußgebiete des Mahú (Ireng) bezeichnen, die aber nur eine Unterabteilung der Akawóio zu sein scheinen.

In früherer Zeit scheinen die „Ingarikó“ Todfeinde der Taulipáng und Arekuná gewesen zu sein, und noch heute sind sie bei ihren Nachbarn als böse Zauberer und Giftmischer verrufen. In den Sagen jener beiden Stämme gilt der große Zauberer und Menschenfresser Piaí'má als Stammvater der „Ingarikó“, was vielleicht auf frühere tatsächliche oder angebliche kannibalische Gewohnheiten dieser Waldbewohner hindeutet<sup>2</sup>.

Von einem Arekuná erhielt ich folgende Namen von Horden der „Ingarikó“ mit Angabe ihrer Wohnsitze:

1. Temómökó östlich vom Mairarigebirge, zwischen diesem und dem mittleren Cotingo.
2. Kukupikó weit östlich vom Cotingo, am Mazarúni, wahrscheinlich in dessen Quellgebiet.
3. Alupáluo am Nebenflusse Alupalú oder Aruparú des Mazarúni.
4. Kuyálako am Kuyalá, einem Nebenflusse des Mazarúni, in der Nähe des Berges Wayaká, nördlich vom Roroíma<sup>3</sup>.
5. Kakóliko südöstlich vom Roroíma.

Die Namen dieser Horden beziehen sich also zum Teil auf die Flüsse, an denen sie wohnen, und gehören sämtlich der Arekuná- oder der Taulipángsprache an<sup>4</sup>. Ob sie sich selbst so oder ähnlich nennen, ist zweifelhaft. Es scheinen in der Tat Unterabteilungen des Akawóiovolkes zu sein.

Am Roroíma erhielt ich noch folgende Hordennamen:

1. Wauyaná, wohnen am Mazarúni.
2. Ateró, wohnen nordöstlich vom Roroíma am Sipuríni (offenbar dem Siparoni der Karten).
3. Pulóiyemóko, wohnen auf dem linken Ufer des oberen Cotingo,

<sup>1</sup> Siehe sein Bild in Band V dieses Werkes, Tafel 118.

<sup>2</sup> Vgl. Band II, S. 8, 81. — Wo im folgenden bei Zitaten „Band“ ausgeschrieben ist (nicht „Bd.“), bezieht es sich immer auf einen Band des vorliegenden Werkes.

<sup>3</sup> Offenbar der Cuya der Schomburgkschen Karte, ein linker Nebenfluß des oberen Mazarúni.

<sup>4</sup> Genauer: Temómökóg, Kukupikóg, Kuyálakog, Kakólikog.

tragen lange Pfeilrohre in den durchbohrten Ohrläppchen, daher der Name (*péleu* = Pfeilrohr). Sie tatauieren sich am Mund.

Ob auch diese drei Horden zu den Akawoío gehören, weiß ich nicht, aber es ist wahrscheinlich.

Ein rätselhafter Stamm sind die Pischaukó<sup>1</sup>. Auch sie spielen eine Rolle in den Legenden der Taulipáng, die von ihren noch nicht sehr weit zurückliegenden Kämpfen mit den Pischaukó erzählen<sup>2</sup>.

Sie sprächen einen Dialekt des Makuschí und zerfielen in drei Abteilungen, die weit voneinander entfernt wohnten, aber untereinander — ich weiß nicht, auf welche Weise — in Verbindung stünden. Als ihr Hauptsitz gilt das hohe, wallartige Töpekínggebirge nördlich der Insel Maracá. Friedliche Pischaukó sollen auf seiner Südseite und an seinem Ostabfalle wohnen, wo sich ein riesiger Felsen in Form eines runden Indianerhauses erhebt. Sehr wilde Pischaukó bewohnten den Nordabhang des Gebirges. Sie hätten große Dörfer mit vielen Häusern und besäßen viele Flinten, da sie mit den Weißen im Norden, „den Spaniern oder den Engländern“, Beziehungen unterhielten. Die beiden anderen Abteilungen bewohnen angeblich das Uraukaímagebirge auf dem rechten Ufer des oberen Surumú und weit im Osten ein hohes Gebirge am oberen Tacutú, nach einigen das große Mondgebirge. Es ist ein Stamm von „Kanaimé“, verhaßt und gefürchtet bei allen Nachbarn, besonders ihren Erbfeinden, den Taulipáng und Arekuná, die ihrer Zauberei fast alle Todesfälle zur Last legen.

Alle erzählen von den Pischaukó, aber niemand hat sie gesehen. Offenbar handelt es sich um einen Stamm, der als solcher gar nicht mehr besteht, sondern schon vor einigen Generationen von den jetzigen Bewohnern dieser Gegenden vernichtet wurde; vielleicht die alten Herren des Landes, die noch im Andenken von den Nachkommen der Sieger so gefürchtet werden. Einige Taulipáng, die am oberen Surumú, im Walde verstreut, familienweise in kleinen Hütten leben, wurden mir, wie ich oben erwähnte, als ehemalige Pischaukó bezeichnet. Durch ihre häßlichen Gesichter, ihre dicken Stirnwülste und weniger proportionierten Gestalten unterschieden sie sich sofort von den eigentlichen Taulipáng und den Arekuná.

Am östlichen Ende der Insel Maracá finden sich geringe Reste der drei karibischen Stämme Saporá, Wayumará und Purukotó. Von ihren

<sup>1</sup> Nur bei Im Thurn finde ich diesen Stamm kurz erwähnt. Unter den Stämmen in Britisch Guayana nennt er auch die Pshavaco; Everard F. Im Thurn, *Among the Indians of Guiana*. London 1883. S. 158—159.

<sup>2</sup> Die überaus lebhaftes Schilderung eines solchen Kampfes habe ich aufgezeichnet; siehe weiter unten.

Sprachen konnte ich noch in letzter Stunde Material sammeln. Als Stammesgemeinschaften haben sie aufgehört zu bestehen.

Die **Sapará** sollen im achtzehnten Jahrhundert eine gewisse Rolle gespielt und 1781 unter den Indianern des Rio Branco-Gebietes einen Aufstand gegen die Portugiesen hervorgerufen haben. Robert Schomburgk traf 1838 am Nordarm von Maracá zwei Dörfer der Sapará, die heute verschwunden sind. Viele von ihnen machten schon damals einen krankhaften Eindruck. Dne ganzen Stamm schätzt er auf 300 Seelen. Als ihre Hauptsitze nennt er das Töpeking- und das diesem östlich vorgelagerte Waikamánggebirge<sup>1</sup>. Seuchen und die allgemeine geringe Widerstandsfähigkeit kleinerer Stämme gegenüber der europäischen Zivilisation haben die Sapará bis auf wenige Dutzend Individuen aufgerieben. Das einzige kleine Sippenhaus des Stammes liegt am Südarms Maracá, drei Stunden oberhalb der Mündung. Einzelne Sapará stehen als Viehhirten im Dienste der Brasilianer; andere leben noch frei unter den Makuschí und Taulipáng zwischen Surumú und oberem Majorá, vielleicht auch noch weiter westlich in ihrem alten Gebiet.

Von den **Wayumará**, die ebenfalls schon im achtzehnten Jahrhundert erwähnt werden, traf Robert Schomburgk ein Dorf auf dem rechten Ufer des Uraricuéra, sechs Tagereisen oberhalb der Insel Maracá, in einer Gegend, die heute ganz menschenleer ist. Die Bewohner hatten ein sieches Äußere und litten an verschiedenen körperlichen Gebrechen. Der Stamm war nicht zahlreich, denn sie sprachen nur noch von drei Dörfern, die am benachbarten Mocajahý liegen sollten<sup>2</sup>. Zur Zeit meiner Reise lebten zwei Wayumarámänner, Brüder, vielleicht der ganze Rest des Stammes, auf dem Ostzipfel von Maracá. An der Mündung des Uraricapará wurde mir die Wüstung einer ihrer Ansiedlungen gezeigt. Über ihre früheren Dörfer am Mocajahý konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Für ihr Erlöschen sind dieselben Ursachen maßgebend gewesen wie bei den Sapará.

Die **Purukotó** sollen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ziemlicher Anzahl die Ufer des Uraricapará bewohnt haben. Robert Schomburgk traf sie vereinzelt am Uraricuéra und verlegt ihre Wohnsitze in das Quellgebiet des Paragua<sup>3</sup>. Heute gibt es nur noch wenige von ihnen. Einige Weiber fand ich auf der Ostspitze von Maracá an Angehörige anderer Stämme verheiratet. Nördlich von der Insel, auf der Grenze zwischen Savanne und Wald lag eine Hütte mit zwei Familien, die aber zum Teil schon mit

<sup>1</sup> Rob. Herm. Schomburgks Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835—1839. Leipzig 1841. S. 402/403, 410/411 und Karte.

<sup>2</sup> Rob. Schomburgk a. a. O. S. 412 ff. und Karte.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 402 ff. und Karte.

Taulipáng gemischt waren. Eine andere Purukotófamilie traf ich bei den Yekuaná am Merewarí. So mag noch der eine oder der andere bei den größeren Stämmen dieser Gebiete leben, aber von dem einst wichtigen Stamme sind nur noch geringe Reste übrig, zerstreut und ohne Gemeinschaft untereinander. Von den Weißen halten sie sich im allgemeinen fern; aber es sind friedliche Leute, die beim Passieren der unzähligen wilden Stromschnellen und Katarakte des Uraricuéra wertvolle Dienste leisten. Mit den sonst gefürchteten Wildstämmen des oberen Uraricuéra und Uraricapará stehen die Purukotó in freundschaftlichem Verkehr und dehnen gelegentliche Reisen bis zum oberen Orinoco aus. Sie spielen eine Art Vermittlerrolle zwischen den dortigen Stämmen und denen des Rio Branco-Gebietes. Zwei Wüstungen der Purukotó fanden wir auf beiden Ufern des Uraricuéra kurz oberhalb der eigentlichen Insel Maracá. Den Niedergang des Stammes scheinen außer Epidemien auch die Verfolgungen feindlicher Indianer verschuldet zu haben.

Der Typus der Purukotó ist ziemlich einheitlich und unterscheidet sie von den anderen Indianern. Ihre langen Gliedmaßen bei kurzem Oberkörper lassen sie höher erscheinen. Ihre Hautfarbe ist auffallend dunkel. Ihre langen Köpfe und schärfer geschnittenen Züge erinnern an nordamerikanische Typen.

Die westlichen Nachbarn der Arekuná sind die karaibischen Yekuaná oder Yekuanákomú, wie sie sich selbst nennen. Von den Makuschí und Taulipáng werden sie Mayonggóng genannt, von den Arekuná Pauána, von den Venezolanern am Orinoco Maquiritáres, am Caura Guagnungomos oder Uayongomos. Sie bewohnen den Merewarí (oberen Caura), den Oberlauf und die linken Zuflüsse des Ventuarí und die rechten Nebenflüsse des oberen Orinoco, besonders den Padámo und den Cunucunúma. Ihre einzige Niederlassung im Stromgebiet des Amazonas lag zur Zeit meiner Reise am oberen Auarí, dem großen linken Nebenflusse des oberen Uraricuéra. Die Gesamtzahl des Stammes kann man auf 800 bis höchstens 1000 Seelen schätzen, und es ist sicher, daß sie im Laufe der Zeit im Verkehr mit den Europäern, besonders durch die Arbeit in den ungesunden Kautschukwäldern während der letzten Jahrzehnte, und durch Zivilisationskrankheiten, wie Pocken, Masern u. a., numerisch sehr zurückgegangen sind. Es ist ein Stamm, in seiner geringen Kultur überall gleich, wenn auch die Sprache infolge der großen räumlichen Ausdehnung in mehrere Dialekte zerfällt, die von diesen Indianern selbst durch Hordennamen unterschieden werden. Für die Anwohner des Merewarí, der äußerst schwach bevölkert ist, erhielt ich nur den Namen des Gesamtstammes Yekuaná. Die Bewohner des



Quellgebietes des Ventuari werden von ihren Stammverwandten *Ihuruána* oder *Ihuduána* genannt; ein Name, den sie selbst niemals anwenden, und der eine gewisse verächtliche Nebenbedeutung zu haben scheint. Sie selbst nennen sich ebenfalls *Yekuaná*. Die linken Zuflüsse des mittleren und unteren Ventuari bewohnen die *Dekuána*, was lautlich dasselbe Wort ist wie *Yekuaná*, da in diesem Dialekt das anlautende *y* durch *d* ersetzt wird. Sie nennen sich selbst auch *Uanyungomú*. Die Anwohner des *Cunucunúma*, *Padámo* und anderer rechter Nebenflüsse des oberen Orinoco werden *Kununyangomú* oder kurzweg *Kunuaná* genannt. Sie bilden den Kern des ganzen Stammes und reichen mit ihren Niederlassungen bis zum *Yatéte*, einem linken Nebenflusse des oberen Ventuari.

Auf dem rechten Ufer des mittleren Ventuari wohnen in zwei Sippenhäusern die karaischen *Yauarána* oder *Yabarána*<sup>1</sup>, einst der Hauptstamm des Ventuari, jetzt auf dreißig bis höchstens fünfzig Seelen zurückgegangen. Sie werden schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt und auf den Karten in derselben Gegend verzeichnet, die sie noch heute bewohnen. Ich traf eine Bande von ihnen an der Mündung des rechten Zuflusses *Ashíta*, fand aber ihr großes Sippenhaus etwas flußabwärts auf dem rechten Ufer niedergebrannt. Wie ich später hörte, hatten es die Indianer selbst angezündet und sich mit ihrer Habe an den oberen *Ashíta* in Sicherheit gebracht, um den Bedrückungen durch die venezolanischen Kautschuksammler zu entgehen. Ein zweites Sippenhaus lag landeinwärts im Quellgebiet des etwas weiter flußabwärts mündenden Nebenbaches *Yachkauáhu* kurz oberhalb des *Wanapiári*<sup>2</sup>. Seine Bewohner hatten damals keine Verbindung mit den Venezolanern.

Unter den *Yauarána* leben einige *Kurasikána* und *Wökiáre*, Angehörige zweier kleinen Karaibenstämme, die im Quellgebiet des *Wanapiári* hausen.

Diese Indianer des mittleren Ventuari, die ich zu Gesicht bekam, unterschieden sich in ihrer körperlichen Beschaffenheit sehr von den *Yekuaná*. Es waren durchschnittlich schlanke Gestalten mit länglichen, schmalen, feingeschnittenen Gesichtern. Mehrere hatten schräggestellte Augen.

Neben den karaischen Stämmen ist es vor allem ein arowakischer Stamm, der einen Hauptteil der Bevölkerung des Rio Branco-Gebietes ausmacht, die *Wapischána*. Im achtzehnten Jahrhundert galten sie als der volkreichste Stamm der ganzen Gegend. Von friedfertiger Gesinnung, traten sie frühzeitig in Beziehungen zu den Weißen und arbeiteten für diese. Die

<sup>1</sup> Spanische Schreibweise.

<sup>2</sup> *Manapiare* der Karten, der größte rechte Nebenfluß des Ventuari.

Brüder Schomburgk trafen sie noch in ziemlich ursprünglichen Verhältnissen und schätzten ihre Zahl auf 1500 Seelen<sup>1</sup>. Heute betragen sie wenig mehr als 1000 Seelen<sup>2</sup>. Den Niedergang dieses einst bedeutenden Stammes muß man seinem leichten Anpassungsvermögen gegenüber den europäischen Einflüssen zuschreiben. Ganz abgesehen von ihrem von Natur friedlichen und unterwürfigen Charakter, waren die Wapischána diesen Einflüssen seit jeher um so mehr ausgesetzt, als sie den Hauptströmen Rio Branco und Uraricuéra am nächsten wohnen. Infolge ihres langen Verkehrs mit der weißen und mischblütigen Bevölkerung, die sich nicht gerade aus den besten Elementen zusammensetzt, haben sie viel von ihrer Eigenart eingebüßt und sind zum Teil schon sehr demoralisiert. Sie dienen als Arbeiter, Viehhirten und Ruderer. Viele von ihnen sprechen schon portugiesisch. Über kurz oder lang werden auch sie als Stammeseinheit verschwunden und in der halbzivilisierten Mischlingsbevölkerung aufgegangen sein.

Die Wapischána sind reine Savannenbewohner. Noch heute verteilen sie sich über ein weites Gebiet. Ihre Hauptsitze erstrecken sich, wie vor alters, vom oberen Rupunúni über den Tacutú hinaus bis zum Rio Branco. Westlich davon bewohnen sie die Ufer des Cauamé<sup>3</sup> und die langgestreckten Gebirge auf dem rechten Ufer des unteren Uraricuéra, wo ihre vereinzelt Niederlassungen etwa bis zum 61° w. L. zu finden sind. Nördlich vom Uraricuéra reicht ihr Gebiet vom unteren Cotingo gen Westen bis zu den ersten Gebirgen südlich vom Surumú und weiterhin über den Parimé-Marua hinaus bis zum unteren Majarý.

Im Norden des Uraricuéra, wo Wapischána, Makuschí und Taulipáng nebeneinander wohnen und vielfach miteinander versippt sind, werden die Wapischána, die von gemischten Eltern stammen oder neben ihrer Sprache auch Makuschí oder Taulipáng sprechen, Karapiä genannt; ein Hinweis, wie Stammesnamen entstehen können.

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß die Yekuaná in vielen Niederlassungen, am oberen Auari, am Merewari und am oberen Orinoco, mit einem

<sup>1</sup> Rich. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844. 2 Bde. Leipzig 1848. Bd. II und Karte.

Rob. Herm. Schomburgk, Geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana. Aus dem Englischen von O. A. Schomburgk. Nebst Karte. Magdeburg 1841. S. 51.

<sup>2</sup> Farabee schätzt ihre Zahl neuerdings auf 1200 Seelen; vgl. William Curtis Farabee, The Arawaks of Northern Brazil and Southern British Guiana, in: American Journal of Physical Anthropologie. Bd. I (1918), S. 427, 435. — In seinem Werk „The Central Arawaks“, Philadelphia 1918, gibt Farabee eine gute Monographie des heutigen Zustandes dieses Stammes. — Vgl. auch die kleine Monographie bei Coudreau a. a. O. S. 303 ff.

<sup>3</sup> Rechter Nebenfluß des oberen Rio Branco.